

**DER
LANDSER
GROSSBAND**

DM 4,80

Österreich S 36,-

Schweiz sfr 4,80

Italien Lire 6200

Niederlande hfl 6,70

Spanien Ptas 450,-

**Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges**

Sammelband Nr. 101



In der Unterwelt des „Kalkofens“

Impressionen bei einer Besichtigung des Großwerks „Four à Chaux“ der französischen Maginot-Linie

Frankreichs einstige „Ligne Maginot“, benannt nach André Maginot (1877 bis 1932), seit 1929 Kriegsminister, war ein Netz aus 25 befestigten Abschnitten und verlief von der nordost- über die ostfranzösische Grenze bis in den Raum von Nizza. Der Verteidigungsgürtel bestand aus 45 Großwerken, 62 kleineren, Hunderten von Kasematten, Beobachtungsbunkern, unterirdischen Kasernen und Anlagen ähnlicher Art, gesichert durch Panzersperren und weitere Vorfeldhindernisse. Die Bunkerfront wurde zwischen 1929 und 1936 errichtet. Nach Schätzungen aus dem Jahre 1938 sollen die Baukosten rund fünf Milliarden Francs betragen haben. Eines dieser großen Forts, südlich von Lembach in der Nähe der Pfalz gelegen, trägt den Namen „Four à Chaux“ – zu deutsch: „Kalkofen“. Es wurde 1983 für Besichtigungen freigegeben und vermittelt dem Besucher in seinem labyrinthisch verzweigten Innern – beispielhaft für alle anderen Anlagen dieser Art – eine Fülle ebenso unvergesslicher wie oft auch beängstigender Eindrücke.



Der Westeingang des „Kalkofens“ mit der Kuppel eines Kampfstandes

Wo vor nunmehr bald fünfzig Jahren abgelöste Soldaten das Eisengitter des westlichen Einganges verlassen, erleichtert ins Tageslicht geblinzelt und die neu Einziehenden möglicherweise ihr Schicksal verflucht hatten, geben sich heutzutage Autos aller Größen ein tägliches Stelldichein. Ehrfurchtsvoll betrachten Touristen aus vielen europäischen und überseeischen Staaten die kalte Betonfassade unter einem Ausläufer des Kalkhügels, dem der „Kalkofen“ in Friedenszeiten einmal seinen Namen verdankte.

Noch ahnen sie alle nicht, welch eine beklemmende Atmosphäre sie auf ihrem rund zweieinhalbstündigen Weg durch das Gewirr oft hundert Meter langer Gänge in etwa 25 bis 30 Meter Tiefe erwarten wird. Bis jetzt sehen sie nur die graue Betonwand des Westeinganges, und noch wissen sie nicht, was sich dahinter verbirgt: eine dreistöckige unterirdische Festung mit zwei Eingängen, überdeckt von der Schutz- und Tarnkappe eines Hügels, aus dessen Oberfläche die stählernen Kuppeln von sechs Kampfständen herausragen. Vier von ihnen sind versenkbar und mit 135-mm-Granatwerfern, 7,5-cm-Kanonen, 81-mm-Mörsern oder Maschinengewehren bestückt. Unter ihnen ein Netz aus etwa drei Meter hohen Gängen. Die gewölbten Decken sind aus Bruchsteinen gefertigt, 0,80 bis 1,20 m dick, die Wände aus Eisenbeton in einer Stärke von 1,20 m. Irgendwo am Rand der Verbindungsgänge Unterkunftsräume, drei Kasematten, Munitionslager, ein zentraler Gefechtsstand, eine Küche, Gleisanlage für den Munitions- und Versorgungsnachschub, ein artesischer Brunnen, Waschräume und ein Stromkraftwerk.

Über allem mächtige Mauern; an den Eingängen haben sie eine Stärke von 1,20 m, über den Kampfständen sind sie 3,50 m dick, die übrigen Decken zwischen 2,25 und 3,50 m. Die Eingänge sollten gegen Beschuß mit 16-cm-Granaten gewappnet sein, die

Kampfstände gegen Geschosse bis zum Kaliber 42 cm. Wobei zur Zeit der Planungen an 8,8-cm-Flak-Granaten und Stuka-Bomben von 1000 bis 1500 kg natürlich noch niemand hatte denken können. Ebenso wenig wie an spätere neuartige strategische Varianten.

Der „Kalkofen“ ist übrigens ein getreues Ebenbild aller anderen Großforts der Maginot-Linie, denn alle sind nach dem gleichen System errichtet worden, mit einer Bauzeit von rund fünf Jahren.

Tag und Nacht hatte sich damals ein Heer von Bauarbeitern in Hügel und Berge hineingewühlt, knallten Sprengungen, ratterten Bohrmaschinen, mußte mit natürlichen Hindernissen wie Wasseradern etc. gekämpft werden, ehe der mächtige Sicherheitsgürtel vollendet war und – in symbolischem Sinne – ein Milliarden-Goldschatz in die Erde versenkt worden war – vergeblich, wie sich später zeigen sollte. Denn ebenso wie Hitlers „gigantischer Traum“ in Gestalt des West- und Atlantikwalls und auch die sowjetische Stalin-Linie hatten die französischen Grenzbefestigungen die in sie gesetzten Erwartungen ebenfalls nicht erfüllt. Die in den Werken angebrachte Kampfdevise der Besatzungen „On ne passe pas!“ („Hier kommt man nicht durch!“) sollte sich größtenteils nur deswegen erfüllen, weil überhaupt keine Angreifer erschienen. Denn die Deutschen, gegen die der Wall errichtet worden war, ließen die Bunkerlinie 1940 im wahrsten Sinne des Wortes zunächst „links liegen“, drangen – wie gehabt – auf Schließens „rechtem Flügel“ über Belgien und Holland unter Umgehung der Verteidigungsfront in Frankreich ein, während andere Verbände durch die Ardennen zur Maas vorstießen. Bekanntlich durchbrach dort bei Sedan an den Pfingsttagen auch Rommels 7. Panzerdivision die sogenannte „verlängerte“ Maginot-Linie und setzte ihren Vormarsch zur Somme und an die Kanalküste fort.

Die erst Mitte Juni 1940 begonnenen Aktionen gegen Großwerke der Linie, darunter der gegen das dem „Kalkofen“ benachbarte Werk „Hochwald“, blieben hierbei ohne Bedeutung. Außerdem waren sie im Hinblick auf die sich bereits abzeichnende französische Niederlage praktisch sinnlos, brachten aber die Erkenntnis, daß der Versuch einer Einnahme dieser Anlagen nur mit beträchtlichen Verlusten hätte erreicht werden können.

Die Besatzungen ergaben sich erst nach dem Waffenstillstand vom 25. Juni auf Befehl ihrer Regierung.

Eigenartigerweise befaßte man sich in Frankreich schon 1919, ein Jahr nach dem I. Weltkrieg und somit zu einer Zeit, als die besiegten Deutschen durch den Versailler Vertrag militärisch völlig entmündigt waren, mit dem Bau einer großen Verteidigungslinie. Irgendwie drängt sich hierbei der Gedanke auf, daß französische Spitzenmilitärs trotz der nunmehr bestehenden Aussicht auf einen jahrzehntelangen währenden Frieden entweder dem geschlagenen Gegner doch noch alles Mögliche und Unmögliche zutrauten, oder aber – aus irgendwelchen Gründen immer – ein „Feindbild“ konservieren wollten, mithin also auch die Notwendigkeit eines künftigen „Verteidigungsfalles“ eingeschlossen – heutzutage bekanntlich ein beliebtes Schlagwort und zuweilen auch Ausrede bei der Rechtfertigung gefahrenträchtiger militärischer Darbietungen und Maßnahmen.

Ende der dreißiger Jahre war man sich in Frankreich schließlich einig geworden. Nach Zustimmung des Obersten Kriegsrates wurde der Plan von Kriegsminister André Maginot dem Parlament, présidiert von Albert Lebrun, vorgelegt, und dem Bau der „Maginot-Linie“ stand nichts mehr im Wege.

*

Auch Frauen sind in der Besucher-schar. Nicht nur sie frösteln, als sie das hohe Eisengitter vor dem einstigen



Kampfdevise der Maginot-Linie-Besatzungen (1939/40)

Mannschaftseingang und die tonnen-schwere Panzertür passiert haben, hinter der sich das 80 Meter lange ovale Gewölbe eines Schleusenganges öffnet. (Die Panzertore am Osteingang der Munitionseinfahrt wiegen 6 [!] Tonnen.) Bekommen blicken manche auf die Lichterkette aus 25-Watt-Birnen, die das Ganggewölbe gespenstisch erhellen und ins Endlose zu führen scheinen. Die Stimme des freundlichen elssässischen Lotsen durch die Unterwelt des „Kalkofens“ ruft sie in die Wirklichkeit zurück. Über ihm der Lauf eines schweren Maschinengewehrs, hinter einem Mauerknick neben dem Eingang vor einer Schießscharte postiert. Es sollte Angreifer niederhalten, wie er erläuterte, und konnte beim Auftauchen von Panzern auch mit einer leichten Pak (Panzerabwehrkanone) ausgetauscht werden. Kopfnickend wendet sich die Besichtigungsschar um, während der erste bereits aufgibt, die Hand aufs Herz gepreßt und offenbar von Atembeschwerden befallen, sich dem Ausgang nähert.

Etwa am Ende der Schleuse bleibt der Fremdenführer stehen, deutet in einen länglichen Raum mit kahlen Wänden und erklärt, daß sich hier die

Leichenkammer befunden habe. Betroffene Mienen, Schweigen! Und unwillkürlich denkt man an die Soldaten, die vor nunmehr bald fünfzig Jahren beim Einzug in das Werk hier vorbeigekommen waren. Welche Gefühle mochten sie dabei bewegt haben, und wie ertrugen sie überhaupt das Dasein in diesem monströsen Gebilde mit seinen düsteren, kilometerlangen Katakomben? Mußten sie sich nicht wie in einem riesigen U-Boot vorkommen, in dem es keinen Unterschied gibt zwischen Tag und Nacht und nur Uhren und Kalender über den Ablauf der Zeit Aufschluß gaben? Irgendwie wohl schon, und in Anlehnung an den Vergleich mit dem Dienst auf einem Schiff nannte man sie auch „Besatzungen“. Es waren Angehörige des 165. Festungsinfanterie- und des 168. Festungsartillerieregiments sowie des 15. und 205. Pionierregiments, die hier ihre eintönige Pflicht erfüllten: in einer Sollstärke von jeweils 24 Offizieren, 79 Unteroffizieren und 477 Mannschaften, damals befehligt von Major Exbrayat. Am Ende des Dienstes warteten auf sie mit spartanischer Einfachheit eingerichtete Schlafräume, die Anfang Januar 1940 bei einer Visite in diesem Fort auch dem

späteren britischen Premierminister Winston Churchill vorgeführt worden sein mochten: dreistöckige Liegestäten aus Drahtgeflecht für Gemeine, zweistöckige für Unteroffiziere und Feldwebel und ein- bis zweistöckige für Offiziere; neben letzteren kleine elektrische Heizkörper. Solche befinden sich auch in den benachbarten Revier- und Lazareträumen, in den Gefechts- und Kampfständen, nicht aber in den schmalen Tunnelgängen des mit stetiger Kühle erfüllten „Kalkofens“. Diese herrscht auch in den Waschräumen mit *einem* Wasserhahn für zwölf und *einer* Dusche für hundert Mann.

Und wieder hallen die Schritte der Menschentruppe von den feuchten Wänden wider. Man drängt sich nun in die mit elektrischen Geräten ausgestattete Mannschaftsküche, wo man hört, daß es auch im „Kalkofen“ keine Kantine gab. Die Rationen mußten von den Soldaten auf ihren Einsatzplätzen oder in den Gängen eingenommen werden.

Irgendwo in dem düsteren Verlies dann der zentrale Gefechtsstand. Auf dem Weg dorthin an einer Gangwand die schematische Darstellung des hier befindlichen Notausganges. Erklärung: „Die Soldaten steigen einen Schacht



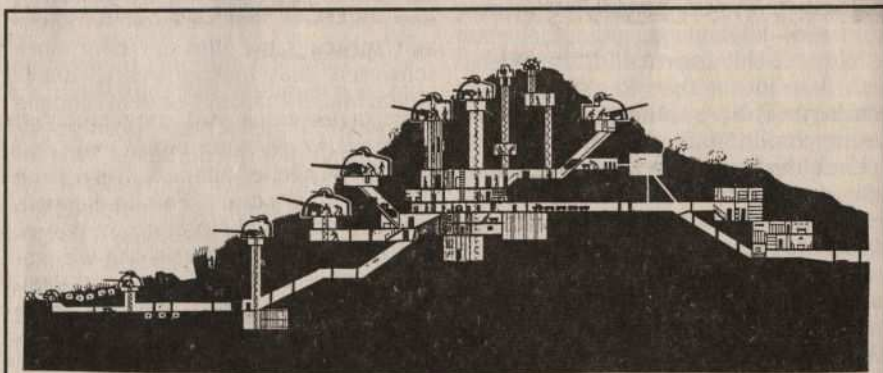
Die Stahlkuppel eines Kampfstandes

hinauf. Auf halber Höhe öffnet der vorderste eine Klappe. Darauf lagernder Kies fällt herunter. Die Männer klettern nun durch den leeren Schacht zum Schutzdeckel und von dort ins Freie. Was sie dort wohl erwartet hätte?

Im Artilleriegefechtsstand zeigen einige ältere Besucher, offenbar einmal „vom Fach“ und mit entsprechenden Kriegserinnerungen ausgestattet, nach den Erläuterungen des Funktionsablaufes Anzeichen von Erstaunen. Denn immerhin wird erklärt, daß zwischen erster Beobachtung bis zum Schuß etwa drei bis vier Minuten

vergangen seien. Auf stationäre Ziele sicherlich eine noch vertretbare Frist, auf bewegliche aber...? Zuvor geschah folgendes: Feindmeldungen wurden hier in Empfang genommen, auf Wandtafeln notiert, danach verglichen, die Werte in Koordinaten umgesetzt, worauf der Feuerbefehl erfolgte. Hierzu der Kommentator, offenbar als Reaktion auf die verdutzten Gesichter einiger Besucher: „Wenn da natürlich ein Panzer beschossen werden sollte, war der schon längst fort!“

Es folgt nun ein Höhepunkt des Rundganges, auch hoch gelegen und



Querschnittansicht eines Werkes

über eine Wendeltreppe mit hundert Stufen erreichbar: die Besichtigung eines Kampfstandes im oberen Stockwerk. Das sich dort bietende Bild ist ebenso imposant wie verwirrend. Man steht vor einem stählernen Monstrum mit kleinen Sitzen an der Unterseite: dem hundert Tonnen schweren Aufzugsmechanismus für die zwei 7,5-cm-Geschütze. Auf den kleinen Eisensesseln saßen die Richtschützen, gut zehn Meter über ihnen die Beobachter unter der engen Stahlkuppel, und die ganze Apparatur wurde elektrisch auf und ab bewegt. Bei eventuellem Stromausfall gab es die Möglichkeit, die tonnenschwere Masse mittels Handkurbeln hochzudrehen, wozu der Besucherführer auch einige Herren auffordert. Die Sache klappt mühe- und reibungslos.

Wieder in der Tiefe des „Kalkofens“, beginnt ein weiterer weiter Weg durch die Gewölbe zur Gleisanlage an der Ostseite, wo Loren im Gegenzug Munition über eine schiefe Ebene heraufbrachten. Auch hier bestaunt man den Einfallsreichtum der damaligen Konstrukteure, ebenso wie nachher im Elektrizitätswerk mit seinen vier großen Aggregaten, jedes mit einem starken U-Boot-Motor ausgestattet. Tanks mit 120 000 l Diesel und 3000 l Öl enthielten einen Vorrat für drei Monate.

Einmalig – es gab so etwas nur im „Kalkofen“ – ist der natürliche Brunnen des Werkes. Vierzehn Meter tief gelegen, liefert er 6000 Liter Wasser mit einer Temperatur von 14 Grad pro Stunde, das in Behältern gespeichert werden konnte.

Wenig später endet der Besuch in diesem einstigen Großfort der Maginot-Linie. Beeindruckt von der Fülle des Gesehenen, strebt man durch ein kleines Museum dem Sonnenlicht entgegen. Noch einmal betrachtet man das Betonmaul des Eingangs, das an einigen Stellen Beschußspuren aufweist. Bleibende Zeugnisse der Kämpfe, die Mitte Juni 1940 um die Werke „Kalkofen“, Lembach und „Hochwald“ stattfanden, nachdem die 215. Infanteriedivision von Norden her zum Angriff auf die Werke angetreten war. Die Großforts, nunmehr vom Feind eingeschlossen, standen bis zum Waffenstillstand unter Beschuß und erhielten hauptsächlich durch Stuka-Bomben schwere Beschädigungen. Erobert wurden sie nicht.

Wie man sie hätte ausschalten können, demonstrierten deutsche Pioniere nach der Aufgabe des „Kalkofens“, indem sie in den Kampfstand 1 ein spezielles Gas einbliesen, das, vermischt mit Sauerstoff, ein hochexplosives Gemisch entstehen ließ und dann elektrisch gezündet wurde. Durch die gewaltige Explosion wurde die Kuppel des Kampfstandes herausgerissen, die darunter befindliche Anlage zum Einsturz gebracht.

Der „Kalkofen“ ist aber geblieben. Mit ihm die anderen Mammut-Festungen der einstigen Maginot-Linie. Heute glücklicherweise nur noch museale Relikte aus einer Zeit verhängnisvoller Feindseligkeit, die sich hoffentlich nie mehr wiederholen wird.

B. K. Jochim

Die technischen Daten des „Kalkofen“-Forts wurden der Beschreibung des Festungswerkes entnommen, herausgegeben vom Syndicat d'Initiative de Lembach et Environs. Der Verfasser, A. Weissbecker, stützte sich dabei auf folgende Dokumentationen: Roger Bruge „Faites sauter la Ligne Maginot“ Fayard, 1973; Roger Bruge „On a livré la Ligne Maginot“ Fayard, 1975; Roger Bruge „Offensive sur le Rhin“ Fayard, 1977; Roger Bruge „Les combattants du 18 juin“ tomes 1 et 2 – Fayard, 1985; Louis Claudel „La Ligne Maginot – Conception – Réalisation“, 1974; R. Rodolphe „Combats sur la Ligne Maginot“ 1981; Jean-Yves Mary „La Ligne Maginot“, 1983; M. Mallory et Ottmar „Architecture of war“ Pantheon Books, 1973.